

Handarbeit(en). Über die feinen Abstufungen zwischen Oberflächlichkeit und Tiefsinn

Nikola Langreiter und Klara Löffler

Wir wollen hier nicht die lange Geschichte des Handarbeitens erzählen – für die letzten Jahrzehnte und unsere Breiten lässt sich feststellen, dass das Do-it-Yourself (DIY) nicht gerade Hochkonjunktur hatte.¹ Seit ein paar Jahren aber – ausgehend von den USA – liegt es als ›neues Selbermachen‹ wieder im Trend; in den Medien ist viel von einem *maker movement* die Rede, gar eine DIY-Revolution wird beobachtet.² Diese Entwicklung, vor allem die sprachgewaltige Rede darü-

- 1 Den wechselnden Konjunkturen des Selbermachens in der Geschichte wäre noch nachzugehen – vgl. aber Gottfried Korff (Hg.): Flick-Werk. Reparieren und Umnutzen in der Alltagskultur. Begleitheft zur Ausstellung im Württembergischen Landesmuseum Stuttgart vom 15.10.–15.12.1983. Stuttgart 1983; Gerd Rooijackers: What Makes a Man a Man: Do-it-Yourself, in: Villa Rana. Jyväskylä yliopisto laitas 3, 2000, S. 3–14, und v. a. die Arbeiten von Ronald Hitzler und Anne Honer – z. B. Dies.: Reparatur und Repräsentation. Zur Inszenierung des Alltags durch Do-It-Yourself. In: Hans-Georg Soeffner (Hg.): Kultur und Alltag (Soziale Welt, Sonderbd. 6). Göttingen 1988, S. 267–283; Anne Honer: Die Perspektive des Heimwerkers. In: Detlef Garz, Klaus Kraimer (Hg.): Qualitativ-empirische Sozialforschung. Opladen 1991, S. 319–342; Dies.: Aspekte des Selbermachens. Aus der kleinen Lebens-Welt des Heimwerkers. In: Dies.: Kleine Leiblichkeiten. Erkundungen in Lebenswelten, Wiesbaden 2011, S. 161–174.
- 2 Die einschlägigen Blogs und Internetforen sind zu zahlreich, um sie auch nur exemplarisch aufzulisten; daneben gibt es viele neue Zeitschriften (etwa »CUT. Leute machen Kleider«, »Craft. Transforming Traditional Crafts« oder »Make«) und Publikationen von der Anleitungsliteratur über Bildbände und wissenschaftliche Analysen (nur z. B. Betsy Greer: Knitting for Good! A Guide to Creating Personal, Social and Political Change, Stitch by Stitch. Boston, London 2008; Sabrina Gschwandtner: KnitKnit. Profiles + Projects from Knitting's New Wave. New York 2007; Critical Crafting Circle (Hg.): craftista! Handarbeit als Aktivismus. Mainz 2011) und Ausstellungen (etwa »Aufstand der textilen Zeichen. Ein künstlerisch-subversives Experiment mit Netzwerkcharakter«, Die Färberei, München 2009/2010; »Neue Masche«, Museum Bellerive, Zürich 2011).

ber bringt eindeutige, dabei zumeist gegensätzliche Kategorisierungen hervor. Während die einen die Amateure und deren Engagement in unterschiedlichsten Bereichen des DIY als echt und authentisch feiern, lehnen die anderen die Dilettanten und deren Aktivitäten als naiv, stümperhaft und oberflächlich ab. Derartige Zuschreibungen steigern sich mit der gesellschaftlichen Dimension von Handlungen und Praktiken – je nachdem, ob diese ›privat‹ bleiben oder durchaus ›öffentlich‹ sein sollen, ob sie expressiv und sichtbar sind. Unser gemeinsames Forschungsinteresse zielt auf die Praxis derartiger Einordnungen: Wie gestalten, kreieren und reparieren heute Individuen Dinge in einer Form der außerberuflichen, freiwilligen Praxis, die nahe an die berufliche Arbeit heranreichen kann, sich jedoch nicht mit dieser deckt. Und welche Bewertungen sind mit den selbst gemachten oder instand gesetzten Dingen verbunden? Unsere Forschungssettings unterscheiden sich, haben aber eine ethnografische Fundierung gemeinsam.

Wir befassen uns im Folgenden mit der Hierarchisierung von Tätigkeiten und Tätigsein – und mit der Hierarchisierung von deren Ergebnissen, wie sie in der binären Opposition zwischen ›oberflächlich‹ und ›tiefsinnig‹ diskursiv geworden ist. Und wir fragen nach den erzählerischen Konstruktionen und Positionierungen von Personen, mit denen wir Gespräche über ihre Praxis des Selbermachens geführt haben, Konstruktionen und Positionierungen, die wir im Dialog generiert haben. Uns interessiert also, ob und wie von den Einzelnen Unterschiede gemacht werden zwischen ›oberflächlich‹ und ›tiefsinnig‹ bzw. in welchem Sprachregister dies geschieht. Solche Nachfragen betreffen auch uns selbst, die Genealogie unserer Forschungsarbeit zum Thema und die Methodologien und Methoden der Europäischen Ethnologie. Die Aufmerksamkeit für und das Bestehen auf Hierarchien zwischen unterschiedlichen Formen des Tätigseins bei unseren GesprächspartnerInnen regte uns dazu an, in zwei Sidesteps über solche Hierarchien im wissenschaftlichen Feld nachzudenken.

Unsere bisherigen Materialien und Analysen haben wir dazu in Vergleich gesetzt – in einen Vergleich, der als ›schief‹ angesehen werden mag, gehen doch die Schlussfolgerungen von Nikola Langreiter auf ein breiter angelegtes Sample, jene von Klara Löffler auf eine Einzelfallstudie zurück. Doch das würde übersehen, dass jeder Vergleich auf der Konstruktion und Vereinbarung von Gleichwertigkeit basiert.³ Schriftlich diskutierten wir an ausgewählten Passagen Lesarten, kommentierten diese, stellten Gegenfragen. Nicht als dialektische Argu-

mentation, die antithetisch vorgeht und auf Synthese zielt, sondern als Dialog⁴ ist diese Forschungswerkstatt angelegt. Dahinter steht die Idee, wissenschaftliche Praxis, vor allem die der Interpretation, kooperativ zu erweitern und als prinzipiell unabgeschlossen anzuerkennen.

Wovon wir ausgehen

Klara Löffler: Die Fallstudie über Albert Graf⁵ ist Ergebnis einer intensiven Diskussion in einer, vor allem durch (Technik-)Historiker besetzten Runde von AutorInnen, die sich in Salzburg mit dem Themenfeld »Reparieren« zwischen privater und professioneller Praxis beschäftigte; daraus entstand ein Themenheft der Zeitschrift »Technikgeschichte«. Ich war die Einzige in der Runde, die ethnografisch arbeitet, deshalb war es mir besonders wichtig, die konkreten Aktivitäten wie auch die Erzählungen und die Positionierung gegenüber den eigenen Praktiken zu thematisieren. Ich entschied mich für eine Fallstudie, von mir als »Portrait« benannt und verstanden (was aber, auf Anraten des Herausgeberteams, nicht mehr im Titel des Aufsatzes aufscheint). Portraitiert wurde Albert Graf, ein langjähriger Nachbar in einer Einfamilienhaus-Siedlung in Niederbayern.⁶ Ich gehe von drei Beobachtungspunkten und Zugängen aus: von einer Dinganalyse im räumlichen Kontext der Ordnungen einer Garage (wie geht Albert Graf mit den Dingen um, wie kommuniziert er über die Dinge), von einem Befragungsgespräch mit ihm über seine Praxis des Reparierens, Bastelns und Instandhaltens (das Gespräch hat sehr stark biografische Züge, Vorbild Großvater, Erziehung seiner Söhne) und schließlich von Beobachtungen des Zusammenspiels in der Familie (Konflikte mit der Ehefrau). Die daraus entwickelten Ergebnisse sind Ausgangspunkt eines grundsätzlichen Fragenkatalogs für die Erforschung des Reparierens, Bastelns, Instandhaltens aus Sicht der Europäischen Ethnologie.

3 Vgl. Robert Schmidt: *Soziologie der Praktiken. Konzeptionelle Studien und empirische Analysen*. Frankfurt a.M. 2012, S. 99.

4 Vgl. Richard Sennett: *Zusammenarbeit. Was unsere Gesellschaft zusammenhält*. Berlin 2012, S. 35–39.

5 Die hier zitierten InterviewpartnerInnen wurden anonymisiert.

6 Vgl. Klara Löffler: *Reparieren und Instandhalten, Basteln und Entdecken. Eine ethnographische Annäherung*. In: *Technikgeschichte* 79, 2012, H. 3, S. 273–289.

Wie sich aus dem Abstand von einem Jahr zeigt, haben sich die Vorzeichen, unter denen die Diskussion unter den AutorInnen stand, teilweise auch in meinen Perspektiven und in meiner Begrifflichkeit durchgesetzt: Nicht das spielerische Ausprobieren, sondern die ernsthafte, pflichtbewusste Zweckorientierung der Tätigkeiten prägen das Portrait, obwohl in dem Erzählen von Albert Graf ebenso Momente des kreativen Umgangs mit Dingen eine wichtige Rolle spielen. Diese Schiefelage wurde mir erst im Vergleich und in der Diskussion mit Nikola Langreiter und deren Material bewusst.

Nikola Langreiter: Kern meines Samples sind Interviews zum Selbermachen – so genanntes traditionelles Handarbeiten und Werken ist hier inkludiert gleichwie Formen des neuen DIY (*radical crafting, graffiti knitting, Ikea hacking* u. ä.). DIY ist ein Thema, das gesellschaftlich und in verschiedenen wissenschaftlichen Disziplinen zum einen als trendy, zum anderen als oberflächlich angesehen wird. Das Material wurde im Kontext einer im Entstehen befindlichen Qualifikationsarbeit (Habilitation) gesammelt. Geführt habe ich diese Gespräche mit Frauen und Männern unterschiedlicher Altersgruppen in Wien, Tirol und Vorarlberg. Ich greife auf diese Texte insgesamt zurück, stelle hier aber nur ein Beispiel ausführlicher dar, nämlich das Interview mit Hanna Ulmer, einer Studentin Mitte 20. Sie ist eine eher sporadische, aber dennoch enthusiastische Handarbeiterin/Bastlerin. Im Mittelpunkt meiner Analyse steht das Erzählen über das Selbermachen; zentral sind die Praktiken der AkteurInnen sowie deren eigene Bewertungen. In sämtlichen der bislang geführten Interviews geht es in gewisser Weise um Perfektion: Die Dinge, welche die SelberrmacherInnen erzeugen, scheinen, wenn nicht perfekt, so zumindest besser als das, was auf den jeweils zugänglichen Märkten zu finden ist. Wird nicht selbst gemacht, geht es oft um ein Aufbessern, Verschönern und Adaptieren des Erhältlichen, um die Dinge den eigenen Bedürfnissen anzunähern.

Im Zusammenhang: Perfektion und Improvisation

In der Praxis des DIY lässt sich kein Gegensatz zwischen Reparieren und Kreieren feststellen, die Tätigkeiten gehen ineinander über und die Grenzen von Perfektion und Improvisation sind fließend. In der Praxis der Sprache jedoch, in Selbst- oder Fremdzuschreibungen scheinen »Perfektion« und »Improvisation« in klarem Widerspruch zu

stehen – und Albert Graf und Hanna Ulmer repräsentieren auf den ersten Blick diesen Widerspruch.

KL: Zwar lässt sich an den von Albert Graf gefertigten Dingen wie auch an seinen Werkzeugen viel Improvisationstalent beobachten, Einzelteile werden durch Gefundenes ersetzt oder ergänzt. In unserem Gespräch aber stehen Begriffe wie »Perfektionist/Perfektionismus«, »perfekt« immer wieder im Vordergrund, wenn er seine Praxis des DIY charakterisiert. Er distanziert sich einerseits von diesen Begriffen, vor allem gegenüber entsprechenden Zuschreibungen, andererseits aber ist eine »gewisse Perfektion« für ihn, für seinen Umgang mit Dingen positiver Maßstab.

Hintergrund dieser ambivalenten Haltung, die in Relativierungen und Ironisierungen deutlich wird, ist eine Lerngeschichte. Albert Graf hat in einem therapeutischen Setting, bei diversen Kuraufenthalten aufgrund seiner MS-Erkrankung, gelernt, »Perfektion«, in der Steigerung »Perfektionismus«, als problematisch einzurücken.

Er beschreibt sich also unter Vorbehalt als »Perfektionist«, als jemand, der sich intensiv mit den Dingen und deren Funktionieren beschäftige, der viel Zeit und Energie auf die Tätigkeiten des Reparierens und Bastelns verwende – auch wenn ihm dies Schwierigkeiten einbringe –, denn seine Frau werfe ihm diese Art des Umgangs mit den Dingen immer wieder vor; auch im Beruf sei das nicht gefragt, wegen des wachsenden Zeitdrucks auch kaum mehr möglich. Mit dieser Erzählung grenzt sich Albert Graf gegen andere ab, die nur halbherzig und oberflächlich mit Dingen umgehen, wobei er anspricht, dass ein solcher, ein oberflächlicher Umgang mittlerweile seine, die handwerkliche Berufswelt beherrsche. Die Möglichkeit zum richtigen Umgang mit Dingen und Technologien, einen Umgang, der den Dingen und Sachverhalten auf den Grund gehe, sieht er eher im Privaten. Insofern formuliert er eine Umkehrung der gängigen Zuschreibungen DIY versus Professionalität.

Was sich hier zudem abzeichnet, ist ein/sein Gendering in Hinblick auf die Formen des Umgangs mit Dingen: zurückhaltend zwar, aber doch immer wieder deutlich, verweist er mit seinem Erzählen darauf, dass seine Frau eine andere, eine oberflächlichere Haltung gegenüber den Dingen und Technologien an den Tag lege – sie sei es auch, die ihn in seiner Haltung kritisiere.

Bestätigung und Anerkennung in dieser Perfektion erfährt Albert Graf von denjenigen, die zu ihm in seine Garagenwerkstatt kommen

und Rat und Hilfe in allen möglichen Fragen des Reparierens und Bastelns einholen. Diese Garage war und ist seit Beginn unseres Kennenlernens zentraler Ort der Begegnung und Kommunikation zwischen uns Nachbarn. In diesem Teil eines Hauses und Haushaltes konfiguriert sich »immediate neighborhood«⁷. In der Garage arbeitet man und das macht die Garage zu einem halböffentlichen Raum.

Albert Graf wurde über seine Praxis des Selbermachens und Reparierens, seine Fertigkeiten und sein Wissen, zu einem sozialen Mittelpunkt in der Nachbarschaft, Mittelpunkt eines dichten Netzwerkes, vor allem von Männern, die sich gegenseitig Werkzeuge leihen, Materialien und Dinge tauschen, auch konkret den Anderen bei Problemen helfen.

Das Bild von Albert Graf, das im Gespräch und über meine Analysen dieses Gesprächs entstanden ist, weicht ab von dem Bild, wie es sich mir als Nachbarin darstellt. Nicht von ungefähr ging Nikola Langreiter zunächst von einem sehr viel älteren Mann aus (Graf ist 40). Dieses Bild vom Älteren entspricht dem abgeklärten, ruhigen Ton seines Erzählens, etwa wenn er Familiengeschichten erzählt. Da es für ihn und für mich vor allem anderen um das Reparieren ging, das wir als Tätigkeit womöglich eher älteren Personen zuschreiben, verstärkte sich dieser Eindruck. Kommentare wie der von Nikola Langreiter zeigen, wie wichtig die Gegenfrage ist – zumal im Hinblick auf Alters- und Geschlechterbilder, die wir durch unsere Darstellungen entstehen lassen und fortschreiben.

NL: Hanna Ulmers zentrales Anliegen ist im Gegenteil nicht diese Perfektion, sondern die perfekte Improvisation. Diese Haltung ist nicht gegendert und hat nicht nur mit Alter oder/und biografischer Phase zu tun. Hanna Ulmer macht nur unregelmäßig Dinge selbst, wirkt aber ähnlich wie Albert Graf spontan und anlassbezogen. Sie produziert etwas, wenn sie es gerade braucht und auf die Schnelle in Geschäften nichts Passendes findet – etwa ein Geschenk oder eine Tasche für den neuen Fotoapparat. Zu dieser Fototasche erläutert sie: »Bevor ich das irgendwie kaputt gehen lasse, mache ich mir sel-

7 Akiko Busch: *Geography of Home. Writings on where we live*. New York 1999, S. 143–149; Els de Vos, Hilde Heynen: *Uncanny and In-Between: The Garage in Rural and Suburban Belgian Flanders*. In: *Technology and Culture* 52, 2011, S. 757–787.

ber was. Dann krieg ich genau das, was ich haben möchte. [...] Es ist genau wie ich es haben möcht. Ein bisschen kitschig – und man sieht auch total gut, dass es selber gemacht ist.« Sie mag das Konkrete des Arbeitens mit den Händen, ist fasziniert davon, dass sie Rohstoffe und Materialien transformieren kann. Dazu braucht sie kein ausgefeiltes technisches Knowhow, ihr reichen Grundkenntnisse. Wenn die so entstandenen Produkte funktionieren, ist sie begeistert, perfekt müssen sie keineswegs sein. »OK, das ist selber gemacht. [...] Dann hat es Fehler, klemmt oder sonst wie. Und wenn es aber dann irgendwie doch nahtlos [lacht] geht, dann ist das super.« Als Kind hatte sie sich geschämt, wenn sie mit von ihrer Mutter selbst gefertigten Geschenken, die – wie sie betont – kein Geld gekostet haben, auf Geburtstagsfeste geschickt wurde; heute findet sie es »unglaublich schön«, etwas Selbstgemachtes geschenkt zu bekommen. Wie die Dinge aussehen ist ihr hier nebensächlich, es geht darum, dass sie jemand für sie speziell und nach eigenen Vorstellungen gemacht, Zeit und Gedanken, auch Gefühle investiert hat. Und schließlich bezeichnet Hanna Ulmer DIY als »so ein bisschen eine Prestigesache«.⁸

Hier liegt der Wert des Selbermachens erstens im spontanen Umsetzen-Können von Ideen und Bedürfnissen und zweitens im Sozialen. Ohne Vorbereitungen und ohne großen Aufwand hinsichtlich Materialbeschaffung oder dem Aneignen von Kenntnissen wird getan. Diverse Techniken wollen gleich angewendet und produktiv gemacht werden; rudimentäres Anwendungswissen reicht aus, es braucht auf dieser Ebene keine Tiefe im Sinn von Wissen um Einzelheiten und Zusammenhänge. Originalität und Individualität herzustellen sind meiner Interviewpartnerin stärkere Beweggründe als Geld zu sparen oder das Umsetzen von ökologischen oder humanen Motiven, wenngleich auch diese Momente Bestandteil ihrer Argumentation sind. Perfektion ist im Gespräch wiederholt implizit Thema: Die Welt mit ihren industriell gefertigten Waren und den Abläufen um diese Waren herum scheint zu homogen, zu glatt und perfekt. Hat Hanna Ulmer etwas selbst gemacht, dann soll das für die anderen eindeutig und auf den ersten Blick zu erkennen sein. Ein von ihr hergestelltes Objekt darf deshalb nicht perfekt sein. Reaktionen des Umfeldes sind zen-

8 Alle Zitate in diesem Absatz: Interview mit Hanna Ulmer (Nikola Langreiter), Innsbruck, 5.10.2010, 02:33; 04:12; 05:52; 04:12.

tral wichtig – ihr Selbermachen ist sehr nach außen gerichtet, etwas Soziales – ich werde auf diesen Aspekt nochmals zurückkommen. DIY bedeutet in diesem Fall Teilhabe an einer Modewelle und fungiert zugleich als Strategie der persönlichen Besonderung. Die Akteurin scheint immer wieder überrascht, dass die von ihr selbstgemachten Dinge zumindest annähernd so aussehen und funktionieren wie intendiert. Dennoch und obwohl sie Dinge nur dann macht, wenn sie ihrer bedarf, begründet sie ihre Wertschätzung weniger mit dem Nutzen, denn mit den in diesen Dingen für sie enthaltenen Geschichten und Emotionen. Erscheinungsbild und Funktionstüchtigkeit sind nachrangig, verglichen mit der investierten Zeit – das offensichtlich gebrachte Zeitopfer macht etwa selbst gemachte Geschenke besonders wertvoll. Zur – in Konkurrenz mit anderen Möglichkeiten – aufgewandten Zeit kommt der emotionale Aufwand. Auch Hanna Ulmer kommuniziert via DIY: Es ist ihr Mittel der Selbstdarstellung und der Beziehungsarbeit – Ausgangspunkt von Beziehungsarbeit und Ausdruck gelungener sozialer Beziehungen, aber auch der Sorge um sich; damit hat die Handarbeit auch hier eine sozusagen nach innen gerichtete Komponente: Obwohl sie wiederholt betont, dass hohe Geschwindigkeit und Umstandslosigkeit für sie wichtig sind (also etwa Heften statt Nähen, »was Schwindliges« anstelle von etwas Gediegenem), hat DIY für sie therapeutische Effekte – nicht nur via Liebesarbeit und gelungener sozialer Beziehungen, sondern unmittelbarer sorgt das Tun an sich für Entspannung und ermöglicht ein Zu-sich-kommen. Sie stellt Handarbeit gegen Kopfarbeit, gegen ein Verkopfen.

Die Begriffe und was sie für Hanna Ulmer und Albert Graf beschreiben und erklären sollen, liegen weit auseinander, ob die Ergebnisse und die Dinge, die entstehen, auch so unterschiedlich sind, wissen wir nicht. Doch geht es beiden – und das steht im Zentrum ihrer Erzählungen – um ein Tätigsein, dessen Modus sie selbst bestimmen, das zugleich kommunikativen und performativen Charakter hat. Über die Tätigkeiten und über die produzierten Dinge werden Beziehungen begründet und gefestigt.

Sidestep 1: Reflexivität – im richtigen Maß

In der Europäischen Ethnologie bemühen wir uns um einen empirischen Modus, der diesem Erzählen und damit den Performanzen über Performanzen Raum gibt, und um Zugangsweisen und Kommunikationsformen, die sich an Alltagspraktiken orientieren. Doch was auf den ersten Blick im Begriff »weiche Methoden« so gut zusammenpasst, bildet genau besehen das zentrale Dilemma ab: »Weich sein« und doch »Methode haben« soll das Vorgehen – und das bedeutet vor allem anderen »Methode haben« auch im Urteil anderer, in ihrer Methodik tonangebender Wissenschaften.

Die Schwierigkeiten, das richtige Maß und die richtige Form des Reflektierens der eigenen Forschungsarbeit zu finden, sind womöglich signifikant für einen »methodologischen Opportunismus«⁹ auch in unserem Fach, wenn trotz wortreichen Bekennens zu qualitativer Sozialforschung immer wieder spezifische Exaktheitsvorstellungen, wie sie in den »hard sciences« vertreten werden, durchscheinen.¹⁰ Reflexivität, als Kompetenz, sich vom Geltenden und das heißt auch vom Eigenen distanzieren zu können, ist heute unhintergebar Standard – in der naturwissenschaftlichen ebenso wie in der kulturwissenschaftlichen Forschung.¹¹ Dass Forschen ein Konstruktionsprozess ist und zentral von den Forschenden geprägt, ist unbestritten. Es ist eben nicht so, dass wir als Europäische EthnologInnen in Vorhandenes »eintauchen« könnten. Wir sind es, die einen Forschungsgegenstand definieren, *bestimmte* Fragen formulieren und uns auf *bestimmte* Zusammenhänge und Blickrichtungen beschränken. *Bestimmten* Phänomenen wird im und durch den Forschungsprozess Bedeutung zugeschrieben, es kommt zu Verschiebungs- und Beobachtungseffekten, die mitunter, auch unbemerkt, weit weg führen können von den Erfahrungen, Sicht-

9 Bernhard Pörksen: Die Angst des Geisteswissenschaftlers vor den Medien. In: POP. Kultur & Kritik 1, 2012, H. 1, S. 21–25, hier S. 23.

10 Judith Berkhout, Klara Löffler, Maria Takacs: Dahinter, daneben, darüber hinaus. Abseits im Fokus der Europäischen Ethnologie. In: Zeitschrift für Qualitative Forschung 10, 2010, H. 2, S. 249–265.

11 Manfred Moldaschl: Was ist Reflexivität? Papers and Reprints of the Department of Innovation Research and Sustainable Resource Management. Chemnitz University of Technology 11, 2010, S. 1–24.

weisen und Deutungen der Beforschten, in unserem Fall unserer GesprächspartnerInnen.

Umso dringlicher stellt sich die Frage, in welcher Form und in welcher Breite die Auseinandersetzung mit der Standortgebundenheit unseres Arbeitens in die Darstellung einer Untersuchung eingehen soll. Wie ist dieser Konstruktionsprozess zu bearbeiten, ohne dass entweder eine Erfolgsgeschichte über die Virtuosität der jeweiligen Forscherin oder eine Rechtfertigungsgeschichte daraus wird, ohne dass die Reflexion lediglich der Konstruktion von Glaubwürdigkeit des Erforschten und des Verschriftlichten dient oder dem Einschreiben in einen bestimmten Forschungsstil. Gerade auch die ausführliche Textreflexion kann vor dem Hintergrund der Traditionen und dem Formatdruck wissenschaftlichen Schreibens schnell als ›oberflächlich‹ gedeutet werden.¹² Als Kaspar Maase 1995 spöttisch fragte, ob den ForscherInnen das Material ausgegangen sei, weil die »Ethnographie der Ethnographen« zu deren »Hauptgeschäft« zu avancieren scheint,¹³ sprach er dieses Problem an, allerdings ohne konkret Lösungen zu entwickeln. Seither hat sich zwar der Diskurs um das wissenschaftliche Schreiben auch im deutschen Sprachraum zunehmend verbreitert,¹⁴ jedoch ohne zu nennenswerten Änderungen in der Praxis (kulturwissenschaftlichen) Schreibens zu führen. Aktuell ist die Diskussion um autoethnografische Verfahren in den Vordergrund gerückt¹⁵ – als Methode

12 Über die Tradition der Textreflexion in den Ethnologien zwischen Spurenverweisen und rhetorischer Absicherung vgl. Bernhard Fuchs: Textreflexivität. Poetik und Wissenschaft. In: Václav Buzek, Dana Stefanová (Hg.): Menschen – Handlungen – Strukturen. Historisch-anthropologische Zugangsweisen in den Geschichtswissenschaften (=Opera historica, 9), S. 465–499.

13 Kaspar Maase: Volkskundliches Sprechen als symbolische Praxis oder: Stimmen der Volkskundler in Tropen. In: Rolf Wilhelm Brednich, Heinz Schmitt (Hg.): Symbole. Zur Bedeutung der Zeichen in der Kultur. 30. Deutscher Volkskundekongress in Karlsruhe vom 25. bis 29. September 1995. München, Berlin 1997, S. 387–398, hier S. 388.

14 Vgl. etwa O. Zenker, K. Kumoll (Hg.): Beyond Writing Culture. Current Intersections of Epistemologies and Representational Practices. New York, Oxford 2010; vgl. dazu früh: Norbert Schindler: Vom Unbehagen in der Kulturwissenschaft. Eine Polemik. In: Historische Anthropologie 10, 2002, H. 2, S. 276–294.

15 Zuletzt: Brigitte Bönisch-Brednich: Autoethnografie. Neue Ansätze zur Subjektivität in kulturanthropologischer Forschung. In: Zeitschrift für Volkskunde 108, 2012, H. 1, S. 47–63; vgl. auch Billy Ehn: Doing-It-Yourself. Autoethnography of Manual Work. In: Ethnologia Europaea 41, 2011, H. 1, S. 53–63; Michi Knecht:

und als Forschungstext, der die Erfahrungen der ForscherInnen zentral setzt, sie beschreibt und mit den Mitteln biografischer Forschung analysiert, das heißt, sie in den Relationen zu den jeweiligen sozialen und kulturellen Umwelten erforscht und damit auch allgemeinere, nicht nur idiosynkratische Aussagen machen will.¹⁶ Autoethnografie ist damit beides: Prozess und Produkt. Die Verknüpfung von Ethnografie und Biografieforschung wird zum Arbeitsprinzip. Doch kann, dies ist zu betonen, Autoethnografie nur eine (Darstellungs-)Form und ein Teilbereich des ethnografischen Verfahrens sein, das auf die Pluralisierung von Perspektiven angelegt sein muss.

Im Detail

NL: Hanna Ulmer geht nicht ins Detail, wenn es um ihr Tun an sich geht, um die Arbeitsabläufe und Lösungen. Ins Detail geht sie dann, wenn es um die damit verbundenen Dinge geht und dann bringt sie von diesen Dingen ausgelöste Emotionen ins Gespräch.

Sie verwendet vielfach Reste und Überbleibsel, bekommt diese geschenkt oder findet sie auf Flohmärkten. Auf diesem Wege erworbene Wolle, Knöpfe, Schmucksteinchen etc. haben für sie »ihre eigene Geschichte«, über die sie während des Verarbeitens nachdenkt. Sie meint, dass sie wahrscheinlich nicht so viel handarbeiten würde, hätte sie ihrer Mutter nicht eine Schere und andere Utensilien entwendet. Müsstes Werkzeuge und Geräte erst extra angeschafft werden, bedeute das »schon wieder so ein kleines Hindernis«. Sie ist kein Werkzeugfreak und findet ihr Auslangen mit wenigen Second-Hand-Gerätschaften,

Contemporary Uses of Ethnography. Zur Politik, Spezifik und gegenwartskulturellen Relevanz ethnographischer Texte. In: Michael Simon u. a. (Hg.): Bilder. Bücher. Bytes. Zur Medialität des Alltags (=Mainzer Beiträge zur Kulturanthropologie/Volkskunde, 3). Münster u. a. 2009, S. 148–155. Vgl. dazu allgemeiner: Gert Dressel, Nikola Langreiter: Wenn »wir selbst« zu unserem Forschungsfeld werden. In: Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research (Online Journal) 4, 2003, 2, 30 Absätze; unter <http://www.qualitative-research.net/fqs-texte/2-03/2-03dressellangreiter-d.htm> (Zugriff: 18.3.12).

¹⁶ Vgl. Carolyn Ellis, Tony E. Adams, Arthur P. Bochner: Autoethnography: An Overview. In: FQS. Forum Qualitative Sozialforschung 12, 2011, 1, Art. 10, <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs1101108> (Zugriff: 18.3.12).

die wohl an ihrem ursprünglichen Ort nicht groß vermisst werden – bei ihr sind sie hochgeschätzt: »Ich liebe sie alle, weil ich eben nur eine, ich hab jeweils nur eine große Nadel, eine mittlere und eine kleine. Ich muss halt gut auf sie aufpassen«. ¹⁷

Sie betont in diesem Statement, was in aktuellen euphorisierten Diskursen über DIY weitgehend ignoriert wird: das Thema Ressourcen und damit die ökonomischen Voraussetzungen des Selbermachens. Ideen alleine sind nicht ausreichend, erst bestimmte Rahmenbedingungen ermöglichen DIY. Selbermachen zahlt sich für Hanna Ulmer nicht aus, wenn bestimmte Grundlagen – an Materialien, Gerätschaften und Kenntnissen – nicht schon vorhanden sind. Diese Basics erhält sie vor allem durch Hilfeleistungen anderer. Mit einer Portion Ironie versehen, aber dennoch ausführlich bespricht sie ihre Sorgfalt im Umgang mit den Dingen. Die wenigen Gerätschaften sollen im Moment des Bedarfs verfügbar sein und das unmittelbare Tun ermöglichen. Gebrauchtes wird hier nicht im Zeichen von Nachhaltigkeit eingesetzt, durch die Materialien und Werkzeuge, die schon durch andere Hände gegangen sind, verbindet sie sich mit anderen: Nicht ohne Gedanken an und Emotionen für die früheren EigentümerInnen und NutzerInnen nützt sie eine Schere oder eine Nähnaedel nach oder recycelt Materialien.

KL: Albert Graf geht selten ins Detail, wie er im Einzelnen vorgeht, und gibt wenig Auskunft darüber, welche Tätigkeiten er besonders gerne hat (aus alten Komponenten einen funktionstüchtigen Computer basteln, Ikea-Möbel aufbauen) und welche ungern (Gartenarbeit »mache ich sehr ungern« – eine für ihn sehr starke Aussage). Ins Detail geht er dann, wenn er über sein Werkzeug spricht oder mir dieses Werkzeug zeigt, so etwa seinen »Lieblingsschraubenzieher«. Dessen Biografie erzählt er in Einzelheiten: wie er dieses teure Stück gekauft habe, wie er bis heute auf diesen Schraubenzieher besonders »aufpasse« und dass weder Frau noch Kinder so ohne weiteres diesen Schraubenzieher benutzen dürften.

Die verschrammte Oberfläche des Metallteils und des Holzgriffs, diese Nutzungsspuren sind es, die für die Tiefe, die lebensgeschichtliche Tiefe seines Verhältnisses zu diesem Ding, für seine Achtsamkeit stehen. Die glatte Oberfläche, das neue Werkzeug dagegen, womöglich

17 Alle Zitate in diesem Abschnitt: Interview Ulmer (wie Anm. 8), 31:50, 33:14, 34:09.

mit einem Kunststoffgriff, steht für ihn für das Gegenteil – für schnellen Konsum und schnellen Verbrauch von Dingen. Auch in anderen Passagen, in denen es um sein Reparieren, Basteln etc. geht, thematisiert er die Materialität der Dinge: Griffe aus Holz, spezifische Legierungen von Metallen, Kunststoffe und deren Verschleiß.

Die Geschichte der Dinge und der Materialien, die sie verwenden, deren *longue durée* als Teil ihrer eigenen Geschichte machen Albert Graf wie Hanna Ulmer zum Thema. Die Dinge, die für die eigene Biografie ebenso wie für eine ganz eigene Zeit¹⁸ stehen, für das Durchsetzen eines eigenen Stils und Modus, mit Zeit in deren unterschiedlichen Rahmungen (des Lebenslaufs, des Jahres, der Woche, des Tages) umzugehen. Mögen auch der Wille zur Perfektion, der Impuls nach einem vollkommenen Durchdringen der Funktionalität auf der einen Seite und der Wille zur vollkommenen Lässigkeit, der Impuls, sich einem aktuellen Trend anzuschließen auf der anderen Seite vor allem die Unterschiede zwischen dem Erzählen über ihre Praxis betonen, so sind Hanna Ulmer und Albert Graf sich doch in ihrem Erzählen über ihre Anstrengungen und über ihr Bemühen ähnlich. Mühen, eine spezifische – ihre – Idee von Qualität in und mit ihrer Praxis des DIY zu erreichen, scheuen beide nicht. Dieses Arbeiten hat für beide vorrangig mit Möglichkeiten zu tun, auch wenn spezifische Anlässe oder Verpflichtungen dahinter stehen. Es geht um Aktivitäten und Handlungsoptionen »im Horizont von Sinn und Sorge« und damit um Möglichkeiten hinsichtlich der Gedanken, des Körpers und der Emotionen.¹⁹

18 Klara Löffler: Von der Einübung in die Zwischenzeit. In: Erhard Chvojka, Andreas Schwarcz, Klaus Thien (Hg.): Zeit und Geschichte. Kulturgeschichtliche Perspektiven. Ringvorlesung an der Universität Wien im Sommersemester 1999 (=Veröffentlichungen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung, 36). Wien, München 2002, S. 240–252.

19 Daniel Tyradellis: Arbeit. Sinn und Sorge. In: Ders., Nicola Lepp (Hg.): Arbeit. Sinn und Sorge. Zürich, Berlin 2009, S. 13–20, hier S. 13.

Sidestep 2: Selbstverständlichkeiten – im begrenzten Rahmen

Wenn wir in der Europäischen Ethnologie über Arbeitsweisen und Forschungsfelder sprechen, so ist dies häufig – ähnlich wie in Forschungsinterviews – ein Reagieren auf nicht gestellte Fragen. Bei allem Dissens über das Spektrum der Theorien und Perspektiven sind wir uns über die Zuständigkeit für Alltage, Selbstverständlichkeiten und Routinen doch einig.²⁰ Wir beanspruchen, Selbstverständlichkeiten und Routinen zu erforschen und erforschen zu können, doch tun wir dies selten im Ton der Selbstverständlichkeit, sondern oft genug im Ton der Rechtfertigung. Meistens wirken hier die eigenen, innerfachlichen Projektionen, wirkt die eigene Angst vor einem Relevanzdefizit. Diese Ängste und Projektionen sind freilich nicht unabhängig von allgegenwärtigen Diskursen über die Relevanz von Forschung, von Diskursen, die sich zunehmend einseitig auf einen nicht näher bestimmten Begriff von Praxis verengen. Als Disziplin, von der »also alle etwas zu verstehen meinen«,²¹ mit Themen, die dazu auffordern, »sich dafür aufgrund eigenen Alltagswissens ebenfalls zuständig zu fühlen«,²² sehen wir uns den öffentlichen Meinungen, Alltagstheorien und einer Konkurrenz aus allen gesellschaftlichen Bereichen ausgesetzt. Die Selbstverständlichkeiten sind nicht selbstverständlich in der Fachidentität.

Es gibt sehr gute, bessere als die oben angesprochenen Gründe, Fragen zu stellen – nicht was die Relevanz von Selbstverständlichkeiten für das Funktionieren von Gesellschaften und deren Kulturen anlangt, das hat unser Fach längst geleistet, sondern was die Grenzen und Möglichkeiten angeht, Selbstverständlichkeiten zu erforschen. Dabei sind wir wiederum mit den der wissenschaftlichen Arbeit inhärenten Selbstverständlichkeiten konfrontiert. Selbstverständlichkeiten lassen sich von unseren GesprächspartnerInnen und von uns nur »an-

20 Vgl. die Mission Statements auf den Webseiten der diversen deutschsprachigen Universitätsinstitute.

21 Christine Burckhardt-Seebass: Spuren weiblicher Volkskunde. Ein Beitrag zur schweizerischen Fachgeschichte des frühen 20. Jahrhunderts. In: Schweizerisches Archiv für Volkskunde 87, 1991, S. 209–224, hier S. 218.

22 Wolfgang Kaschuba: Einführung in die Europäische Ethnologie. München 1999, S. 18.

näherungsweise, bild- und beispielhaft«²³ vermitteln. Aber das Problem liegt nicht nur in der Darstellbarkeit. Grundsätzlich bedeuten alle Schritte wissenschaftlichen Arbeitens Schritte der Besonderung von Phänomenen, der mehr oder weniger systematischen und reflektierten Auswahl und der Performanzen dieser Auswahl durch Schritte des empirischen wie des theoretischen Arbeitens. Dies gilt es in allen Phasen in Analysen einzubeziehen – insbesondere wenn die Forschung ihren Fokus auf Selbstverständlichkeiten legt. Diese, wenn man so will: Einschränkung des Forschens lässt sich aber auch »als Anstoß [nutzen], die eigene Rolle im ethnografischen Prozess neu zu denken und dabei auch die Übersteigerung, das Weitertreiben und die Inszenierung als Form der wissenschaftlichen Annäherung und des Erkenntnisgewinns einzubeziehen«.²⁴

Wir sollten uns damit aussöhnen, dass wir mit unseren Forschungen vielfach an der Oberfläche bleiben, auch nicht selten oberflächlich sind. Ohnehin sollte es uns misstrauisch machen, wenn ForscherInnen von sich und ihren Forschungsgruppen behaupten, alle Tiefen eines Forschungsgegenstandes und Phänomens ausloten zu können. Eine Ehrenrettung der Oberfläche – auch diese ließ sich in den letzten Jahren beobachten – kann damit nicht verbunden sein. Vielmehr lässt sich die topologische Figur und lässt sich die Opposition zwischen Oberfläche und Tiefe heuristisch wenden, um im Detail der jeweiligen Forschungsarbeit nachzufragen, wie und wo wir uns gerade in diesen Forschungen bewegen: in Hinblick auf die, um deren Alltage, Praktiken und Routinen es uns geht, aber auch in Hinblick auf die, deren Anerkennung wir mit unserem Forschen immer auch suchen.

23 Brigitta Schmidt-Lauber: Grenzen der Narratologie. Alltagskultur(forschung) jenseits des Erzählens. In: Dies., Thomas Hengartner (Hg.): *Leben – Erzählen. Beiträge zur Erzähl- und Biographieforschung (=Lebensformen, 17)*. Berlin, Hamburg 2005, S. 145–162, hier S. 155.

24 Sonja Windmüller: *Kultur – Forschung, polyphon*. In: Dies.: Beate Binder, Thomas Hengartner (Hg.): *Kultur – Forschung. Zum Profil einer volkskundlichen Kulturwissenschaft (=Studien zur Alltagskulturforschung, 6)*. Berlin 2009, S. 11–31, hier S. 24; vgl. dazu auch Gerd Dressel, Nikola Langreiter: *Immerhin ein Programm. Reflexivität in den Cultural Studies*. In: Christina Lutter, Lutz Musner (Hg.): *Kulturstudien in Österreich*. Wien 2003, S. 143–160.

Eine Zusammenschau

Die lange Geschichte der einzelnen Dinge, mit denen sie hantieren oder die sie produzieren, setzen Albert Graf wie Hanna Ulmer in Gegensatz zum schnellen Konsum der Masse von Dingen. Beide machen also mit ihren Tätigkeiten einen Unterschied auf – zu anderen Dingen und zu einem anderen Umgang mit den Dingen.

Im Zusammenhang einer Erzählung über seinen »Lieblingsschraubenzieher« spricht Albert Graf Werkzeuge an, die nichts taugten, die schnell kaputtgingen, weswegen er möglichst qualitätsvolle, stabile, auch teurere Werkzeuge kaufe. Alles andere sei »Gankerlzeug«. »Gankerlzeug« ist der Gegenbegriff, mit dem er nicht nur die Qualität und Materialität von Dingen wie Schraubenziehern beschreibt und durch den Diminutiv und das Lautmalerische des Wortes als fragwürdig charakterisiert, sondern auch diejenigen, die solches Werkzeug benutzen, die den sozusagen Unwert dieser Werkzeuge, die kaum zu richtiger Arbeit taugen, nicht erkennen.

Beide Forscherinnen fühlten sich im Übrigen sofort direkt und persönlich in ihrem Werkzeuggebrauch und -konsum angesprochen – das Wort funktioniert also als Abgrenzung. Womöglich ist das ein schöner Beleg dafür, dass die Welt der Kommunikation »nur der zarte Überbau von etwas ist, was hinter dem Rücken der Kommunikation geschieht.«²⁵ Die Interviewsituation trägt zur Evolution von Selbstbeschreibungstechniken bei, indem sie die Erzählenden ermuntert, eine »Unterscheidung des Selbst von anderen als tauglich empfundene Kategorien zu identifizieren und auf ihre sprachliche Anschlussfähigkeit hin zu erproben. Kommunikation enthält also immer schon Altbekanntes – und damit auch eine Welt außerhalb des Textes – und Neugeschaffenes.«²⁶ Was ein starkes Argument für konsequente Kontextualisierung (von Kommunikation) ist.

Die Diagnosen beider GesprächspartnerInnen beziehen sich im Allgemeinen auf unsere Gesellschaft, im Besonderen auf deren Ausprägung als Wegwerfgesellschaft, auf die durch diese sowohl notwendige

25 Umberto Eco: Einführung in die Semiotik. München 1994, S. 442.

26 Armin Nassehi, Irmhild Saake: Kontingenz: Methodisch verhindert oder beobachtet? Ein Beitrag zur Methodologie der qualitativen Sozialforschung. In: Zeitschrift für Soziologie 31, 2002, H. 1, S. 66–86, hier S. 74.

als auch legitimierte Massenproduktion und den so entstandenen oder eher erzwungenen so genannten Massengeschmack. Oberflächlich ist für sie die hohe Geschwindigkeit von Produktion und Konsum, von Verbrauch und Verschleiß und die mangelhafte Qualität von Produkten und Dienstleistungen und deren mangelhafte Aneignung allenfalls oberflächliches Erleben.

Im Hintergrund der Argumentationen wirken unterschiedlichste Diskurse (unterschiedlich stark) – etwa jene des neuen DIY, des traditionellen weiblichen Handarbeitens, der Liebesarbeit, das Bild vom schrägen Garagenbastler und Technikfreak, Ideen rund um Massenkonsum und Massengeschmack, Nachhaltigkeit oder sozioökonomische Verantwortung des Einzelnen. Beide GesprächspartnerInnen reagieren auf das diskursive Gewaber, sie reflektieren es, positionieren sich dazu. Zuordnungen wie Klasse und Geschlecht/Gender werden als solche nicht benannt, sind jedoch in den Gesprächen, in Urteilen und Vorurteilen überaus präsent.

Doch auch Sprachregister, die von biografischen und beruflichen Situationen beeinflusst sind, spielen eine wichtige Rolle. In diesen Sprachregistern, die sich durchaus der Unterscheidung zwischen ›oberflächlich‹ und ›tiefgehend‹ bedienen, machen Albert Graf wie Hanna Ulmer auch deutlich, dass ihre Praxis des DIY von hoher sinnlicher Qualität für sie ist und ästhetisches Vergnügen bereitet: die Materialien, die Dinge und ihre Oberflächen. Die Dinge bergen und transportieren Geschichten und Emotionen. Dieses ästhetische Vergnügen im Umgang mit den Dingen ist nicht gänzlich entlastet vom »Regime« des Neuen, das nach Andreas Reckwitz die Ästhetisierungsprozesse der Gegenwart bestimmt,²⁷ doch ist es auch nicht gänzlich abhängig von diesem.

Sinnlichkeit und Vergnügen erschließen sich beiden im »Aufgehen« in der jeweiligen Tätigkeit; ob zweckorientiert oder nicht, ob perfekt oder improvisiert. Es ist immer auch eine ästhetische Erfahrung, mit Kaspar Maase »eine ›außergewöhnliche‹, aus dem Strom der Eindrücke herausragende sinnliche Wahrnehmung, die vom Wahrnehmenden mit

27 Andreas Reckwitz: Die Erfindung der Kreativität. Zum Prozess gesellschaftlicher Ästhetisierung. Frankfurt a.M. 2012, S. 20–53.

28 Kaspar Maase: Die Schönheiten des Populären. Ästhetische Erfahrung der Gegenwart. Frankfurt a.M., New York 2008, S. 44.

Bedeutung verbunden und in der emotionalen Gesamtbilanz als angenehm, erfreulich, lustvoll empfunden wird.«²⁸ Ob an der Oberfläche oder in die Tiefe gehend, es ist die Intensität des Tätigseins und einer Konzentration, die Zeit vergessen lässt, die sie besonders schätzen. Es ist diese Intensität, die wir Forscherinnen an ihnen schätzen. Und es ist die Intensität, die wir am ethnografischen Forschen schätzen, das in den besten Phasen der Forschungsarbeit und der »Vertiefung in einen Gegenstand«²⁹ diesem Tätigsein von Albert Graf und Hanna Ulmer sehr nahe kommt.

29 Rolf Lindner: Spür-Sinn. Oder: Die Rückgewinnung der »Andacht zum Unbedeutenden«. In: Zeitschrift für Volkskunde 107, 2011, H. 2, S. 155–169, hier S. 167.